

S. J. Agnon

Liebe und Trennung

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1293 der Bibliothek Suhrkamp

Einige seiner Erzählungen hat Samuel J. Agnon (1888 - 1970, Nobelpreis für Literatur 1966) als »Liebesgeschichten« veröffentlicht. Es sind Geschichten von Schmerz, Schuld und Wahn, von unerwiderter Leidenschaft, demütigender Anbiederung und Charme, von rätselhafter Annäherung und dauernder Trennung, von unerfülltem Zusammensein und abgrundtiefer Einsamkeit. Zum skeptischen Blick, den Agnon auf die Welt warf, gehört es, daß er in Liebesverhältnissen eher das Moment der Trennung als das der Vereinigung aufspürte. »Liebe und Trennung« ist die Grundspannung, die alle hier versammelten Erzählungen durchzieht.

S. J. Agnon
Liebe und Trennung

Erzählungen

Aus dem Hebräischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Gerold Necker

Suhrkamp Verlag

»Die Erzählung vom Kopftuch« wurde von
Nachum N. Glatzer aus dem Hebräischen übersetzt.

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© world copyright by Schocken Publishing House Ltd.,
Tel Aviv, Israel

Mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Verlags

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24115-8

Liebe und Trennung

AGUNOT

*Eine große Begebenheit aus dem Heiligen Land,
es möge aufgebaut und errichtet werden.*

Rabbi S. ben Zion gewidmet

Es heißt: Ein Faden der Gnade durchzieht Israels Taten, und der Heilige selbst, er sei gepriesen, in seiner Herrlichkeit, sitzt und webt Bahn um Bahn einen Gebetmantel, der ganz aus Huld und Gnade besteht, für die Gemeinde Israel, um sich darin einzuhüllen. Selbst in jenen Ländern, wo sie im Exil lebt, strahlt der Glanz ihrer Schönheit wie zu ihrer Jugendzeit im Haus ihres Vaters, im Tempel des Königs, in der königlichen Stadt. Wenn Gott, er sei gepriesen, sieht, daß Israel auch unter ihren Feinden weder häßlich – das sei ferne – noch abstoßend ist, neigt er der Gemeinde sein Haupt zu, wenn man so sagen darf, und preist sie mit den Worten: »Schön bist du, meine Freundin, ja du bist schön« (Hld 1,15; 4,1). Und dies ist das Geheimnis von Größe und Macht, von Erhöhung und zärtlicher Liebe, dessen jeder Mensch aus der Gemeinde Israel gewahr wird. Doch manchmal ereignet sich – Gott bewahre uns – ein Mißgeschick und unterbricht einen Faden im Gewebe, beschädigt den Gebetmantel, läßt böse Einflüsse eindringen, die ihn in Stücke reißen und ein Gefühl der Scham auslösen: »Und sie erkannten, daß sie nackt waren« (Gen 3,7). Ihre Ruh' ist hin, ihr Fest ist aus. Schmutz bekommen sie anstelle von

Schmuck.¹ Dann irrt die Gemeinde Israel umher, trauert und heult: »Sie schlugen, sie verletzten mich, den Mantel entrissen sie mir« (Hld 5,7). Ihr Geliebter ist fort, hat sie verlassen, doch sie sucht ihn² und seufzt: »Wenn ihr meinen Geliebten findet, sagt ihm, ich bin krank vor Liebe« (Hld 5,8). Und diese Liebeskrankheit führt nur zu schwerem Verdruß – Gott bewahre uns –, bis uns vom Himmel der Geist zur Umkehr eingegeben wird, daß wir uns wieder den guten Werken zuwenden, die jenen, die sie verrichten, gut anstehen, so daß der Faden von Huld und Gnade vor dem Herrn weitergesponnen wird.

Davon ist auch in der folgenden Geschichte die Rede, die der Verfasser erzählt: eine großartige und furchtbare Geschichte aus dem Heiligen Land, die von einem außergewöhnlich reichen Mann handelt, dem ehrwürdigen, reichen Wohltäter Achi' eser, der alles daran gesetzt hatte, aus der Diaspora in die heilige Stadt Jerusalem – möge sie aufgebaut und errichtet werden – einzuwandern, um dort viel für die Wiederherstellung zu tun und den »Vorhof«³ inmitten seiner Verwüstungen ein wenig wohnlicher zu machen, bis wir würdig sind, daß er zum Palastrum wird, wenn der Heilige, er sei gepriesen, schon bald, in unseren Tagen noch, seine Herrlichkeit wieder in Zion wohnen läßt.⁴

Gott möge daran denken und es jenem hochgestellten Mann zugute kommen lassen,⁵ was er für seine Brüder getan hat, für sein Volk, die sich vor dem Herrn in den »Ländern des Lebens«⁶ niedergelassen haben, obgleich ihm dabei kein Erfolg beschieden war.

Rabbi Achi' ezer hatte keine männlichen Nachkommen, doch jeden Tag lobte er siebenmal⁷ den Herrn, er sei gepriesen, für seine einzige Tochter, die ihm geschenkt worden war. Wie seinen Augapfel hütete er sie, stellte Kindermäd-

chen, Dienerinnen und Mägde ein, die sie umsorgten, und jeder ihrer Wünsche wurde sogleich »mit königlicher Großzügigkeit«⁸ erfüllt. Sie verdiente diese Ehre wirklich, weil in ihr alle guten Wesenszüge vereint waren. Ihr Angesicht strahlte wie das einer Königstochter, sie war fromm und tugendhaft wie eine der Stammesmütter, der Klang ihrer Stimme glich der Musik von Davids Harfe und ihre ganze Art war bescheiden und sittsam. »Alle Herrlichkeit (der Königstochter) ist innen« (Ps 45, 14): im Innersten des Hauses hielt sie sich auf, so daß nur diejenigen, die an diesem fürstlichen Hof aus- und eingingen, sie zuweilen erblickten, wenn sie am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, im Palastgarten unter wohlriechenden Bäumen und zwischen Rosenbeeten wandelte; eine Schar von Tauben umflatterte sie dann in der Dämmerung, die für sie zärtlich gurrten und ihre Flügel über sie ausbreiteten wie die goldenden *Kerubim*⁹ über der heiligen Bundeslade.

Und als sie in das Alter kam, da die Zeit der Liebe beginnt, sandte ihr Vater Boten in alle Gegenden der Zerstreuung Israels, um einen würdigen jungen Mann zu finden, ein Vorbild an Tugend und Gelehrsamkeit, der auf der Welt nicht seinesgleichen hätte. Doch hier griff der Satan ein – nicht umsonst wurde gemurrt, daß Rabbi Achi’ eser die Lehrhäuser und Talmudschulen im Lande Israel beschämte, da er für seine Tochter unter jenen, die außerhalb des Landes lebten, im Exil, nach einem Bräutigam Ausschau hielt. Aber wer könnte so einem großen, hochgestellten Mann wie Rabbi Achi’ eser sagen, was er zu tun habe? Alles war voll gespannter Erwartung, was für eine Partie der Heilige, er sei gepriesen, dieser verborgenen Kostbarkeit, dieser wunderschönen, einzigartigen und gepriesenen Tochter Jerusalems vorherbestimmt hatte.

Nach einigen Monaten kam ein Brief von den Boten, in dem es hieß: »Hiermit wollen wir Euch voll Freude bekunden: im Lande Polen haben wir ihn mit Gottes Hilfe gefunden, den wunderbaren, edlen Jüngling, und seine Schönheit ist nicht gering, die Gelehrsamkeit nicht zu vergessen: keiner kann sich mit ihm messen; er ist fromm, von guter Herkunft und bescheiden, die sieben Tore der Weisheit sind ihm eigen, ein würdiger, tugendhafter Mann, den man nur loben und preisen kann; von den größten Gelehrten der Zeit umgeben, hatte er teil an ihrem Ruhm, ihm galt der Segen, daß ihm die Zukunft nur Gutes verschafft – von ganzem Herzen und mit aller Kraft wünschten sie ihm dies und vieles mehr.«¹⁰

Der reiche Wohltäter Achi' eser sah, daß sich sein Wunsch erfüllte, und er sagte sich: »Nun wäre es angebracht, wenn dieser Bräutigam einer großen Talmudschule in Jerusalem vorstehen würde, so daß von überall her die Schüler in Scharen zu ihm kämen, um in Zion in der Lehre unterrichtet zu werden.« Was tat er? Er warb alle möglichen großen Künstler an, ließ ein prachtvolles Gebäude bauen und weiß kalkan, streichen und die Wände überziehen, Wagenladungen voll kostbarer Bücher hineinbringen, alles, was zur Lehre von Gottes Wort nötig war, sah darin auch einen Gebetraum vor, den er mit allen möglichen Ornamenten schmücken ließ, beauftragte die Toraschreiber, Torarollen zu schreiben, und die Goldschmiede, sie zu verziern, damit das Gebet jenes Gelehrten in unmittelbarer Nähe zu seiner Lehre wäre, und er dort den würdigen Rahmen hätte für das Gebet: »Er ist mein Gott, ihn will ich preisen« (Ex 15,2). Noch mehr als um Ausstattung und Schmuck des Gotteshauses sorgte sich der reiche Wohltäter um einen Toraschrein, der von solcher Schönheit wäre, wie ihn noch kein Auge je gesehen hätte.

Er begann, sich nach einem geeigneten Künstler umzusehen. Er fand einen, der sich durch seine kunsthandwerklichen Fähigkeiten besonders auszeichnete. Sein Name war Ben Uri. Dieser Mann war schweigsam und bescheiden, ein einfacher Handwerker, hätte man meinen können, wenn seine Augen nicht diese Ausstrahlung gehabt hätten, und wenn seine Hände nicht so talentiert gewesen wären. Bei ihm gab er den heiligen Toraschrein in Auftrag.

2

Rabbi Achi' eser nahm Ben Uri zu sich und richtete ihm einen besonderen Raum im untersten Stockwerk seines Hauses ein. Ben Uri brachte seine Werkzeuge und begann, sich auf die Arbeit vorzubereiten. Ein neuer Geist beseelte ihn dort, ganz plötzlich. Den ganzen Tag sang er während der Arbeit, die er angefangen hatte.

Dina, Rabbi Achi'esers Tochter, hörte ihn und trat ans Fenster, spähte hinaus und lauschte; die Werkstätte zog sie – Gott verhüte es – magisch an. Sie ging auch hinunter, um den Künstler bei der Arbeit zu sehen, und ihre Dienerinnen begleiteten sie. Sie betrachtete den Schrein, rührte in des Künstlers Farben, untersuchte die Schnitzereien und nahm die Werkzeuge in die Hand, während Ben Uri seine Arbeit tat, an den Scharnieren des Schreins schnitzte und dabei sang, schnitzte und sang. Dina hörte ihm zu und vergaß alles darüber. Und er hoffte mit seinem Gesang gleichfalls so auf sie zu wirken, daß sie noch bleibe, daß sie niemals von ihm fortgehen würde. Doch je mehr Ben Uri sich in seine Arbeit vertiefte, um so mehr wurde er von seinem Werk in Anspruch genommen, bis er nur noch Augen für den Tora-

schrein hatte und an nichts anderes mehr dachte.¹¹ Dina schwand aus seinem Gedächtnis, und er vergaß sie. Nach kurzer Zeit hörte Ben Uri auf zu singen, und man hörte seine Stimme nicht mehr. Tag für Tag stand er über seine Arbeit gebeugt und fertigte schöne Figuren auf dem Toraschrein an, die er ganz lebendig zu gestalten wußte: die Löwen oben, paarweise, mit goldenen Mähnen, ihr Maul wie zum Brüllen geöffnet, um gleichsam die Größe Gottes, sein Name sei gepriesen, zu künden; über den Türangeln Adler mit ausgebreiteten Flügeln, als ob sie zum Flug ansetzten, um zu den heiligen Tieren über ihnen zu fliegen, und wenn die goldenen Glöckchen beim Öffnen des Toraschreins ertönen, bewegen sie ihre Flügel und »würzen den Wohlklang«. ¹² Schon hatten sich die Vornehmen Jerusalems auf die Einweihung des Toraschreins vorbereitet, auf den Tag, da man ihn in das Gotteshaus bringen würde, das der reiche Wohltäter errichten ließ, und die mit goldenen und silbernen Kronen und allem heiligen Zierat geschmückten Torarollen Einzug halten würden.

Ben Uri war ganz versunken in seine Arbeit, den Schrein so schön wie möglich zu gestalten; dabei wurde er von einer Erregung ergriffen, wie er sie nie zuvor gekannt hatte. In keinem Land, in keiner Stadt, bei keiner Arbeit hatte er je Ähnliches empfunden wie hier, wo sich die *Schechina*, Gottes Gegenwart, geoffenbart hatte und – wegen unserer zahlreichen Sünden – in die Verbannung geschickt worden war. Es dauerte nicht lange, und die Arbeit war getan. Ben Uri betrachtete das Werk seiner Hände, voller Verwunderung darüber, wie es formvollendet vor ihm stand, während er selbst einem ausgeleerten Gefäß glich. Trauer überkam ihn, und er begann zu weinen.

Ben Uri ging hinaus, um frische Luft unter den Bäumen

des Gartens zu schöpfen, damit er ein wenig zu Kräften käme. Im Westen ging die Sonne unter, und der Himmel färbte sich rot. Ben Uri suchte den entlegensten Winkel des Gartens auf, »legte sich nieder und schlief ein« (Jona 1,5). Zur selben Zeit verließ Dina ihr Zimmer. Sie hatte nur ihr Nachthemd an, und ihr Gesicht verriet Furcht. Seit vielen Tagen hatte sie Ben Uris Stimme nicht mehr gehört, noch ihn selbst gesehen. Sie trat bei ihm ein, um das Werk seiner Hände in Augenschein zu nehmen. Sie traf ihn nicht an, als sie kam. Dina stand in Ben Uris Zimmer; der Schrein Gottes befand sich vor dem geöffneten Fenster, dort, wo Ben Uri zu arbeiten pflegte. Sie näherte sich dem Schrein und betrachtete ihn. Satan erschien und träufelte das Gift der Eifersucht in ihr Herz. Mit dem Finger zeigte er auf den Schrein und sagte zu ihr: »Was meinst du wohl, was Ben Uris Stimme verstummen ließ – doch nur diese Lade.« Während er mit ihr sprach, legte sie Hand an den Schrein und gab ihm einen Stoß. Er schwankte und fiel durch das offene Fenster hinaus.

Der Schrein war gefallen und dennoch völlig unbeschädigt geblieben, nicht ein Teil war zerbrochen, nicht einmal eine Schramme hatte er bekommen; zwischen den Blüten des Gartens lag er dort unter dem Fenster, Rosen neigten sich über ihn, Blumen, die wie auf dem Grab eines Toten trauerten. Die Nacht breitete einen schwarzen Samtvorhang über den Schrein. Zwischen den Wolken schaute der Mond hervor, und es war, als ob er silberne Fäden in Form eines Davidsterns in den Vorhang stickte.

Nachts liegt Dina mit klopfendem Herzen auf ihrem Lager; ihr Unrecht und ihre Sünde wiegen schwer – »wer kann es ertragen« (Spr 18,14)? Dina vergrub ihr Gesicht voll Gram und Scham in einem Kissen. Wie könnte sie die Augen zum Himmel heben und um Barmherzigkeit bitten? Sie sprang von ihrem Bett auf und zündete eine Kerze am Leuchter an. In dem großen Spiegel gegenüber leuchtete der Widerschein der Kerze auf. Dieser Spiegel hatte ihrer seligen Mutter gehört, und von ihrem freundlichen Gesicht war nichts mehr darin zu sehen: wenn sie jetzt vor ihn treten würde, dann würde er ihr nichts anderes zeigen als das Gesicht einer Sünderin, einer Verbrecherin. »Mutter, meine Mutter«, schreit es in ihrem Innern, doch niemand antwortet ihr. Dina erhob sich und ging zum Fenster, stützte ihr Haupt auf die linke Hand und blickte hinaus. Um sie herum erheben sich die Berge von Jerusalem, ein Wind weht von dort herab und in ihr Zimmer hinein, bläst die Kerze aus – wie vor einem Kranken, damit er schlafen kann – und verfängt sich in ihren Haaren, kräuselt sie, und es ist, als führe er klangvolle Melodien mit sich, solche, wie sie Ben Uri gesungen hat. Wo mag er sein?

Wie eine Harfe, deren Saiten gerissen und deren Klänge verstummt sind, ruht Ben Uri unter den Gartenbäumen. Und der Schrein liegt im Hof. Der Engel der Nacht hat seine dunklen Flügel darüber ausgebreitet, und die Löwen und Adler auf dem Schrein werden von seinem Schatten bedeckt. Ein ungetrübter Mond trat zwischen den Wolken hervor, und ein zweiter Mond taucht auf der Wasseroberfläche des Gartenteiches auf; sie stehen einander gegenüber wie die zwei Kerzen am Sabbat. Und womit kann der

Schrein in dieser Stunde verglichen werden? Mit einer Frau, die ihre Hände zum Gebet ausbreitet, und ihre beiden Brüste, die zwei Bundestafeln, erheben sich, im Gebet mit ihrem Herzen vereint vor ihrem himmlischen Vater: »Herrscher der Welt, diese Seele, die du ihm eingehaucht hast, nahmst du ihm wieder fort,¹³ sieh doch, wie ein seelenloser Körper liegt er jetzt vor dir, und Dina dort, diese reine Seele, wurde nackt in die Verbannung getrieben. Wie lange noch werden die Seelen in deiner Welt zur Einsamkeit verdammt?¹⁴ Soll nur wehmütiger Gesang in deinem Tempel erklingen?«

Das ganze Volk Israel in Jerusalem kam zusammen, um den Schrein aus dem Zimmer des Künstlers in die Synagoge zu bringen. Sie gingen zu Ben Uri und sahen, daß die Gotteslade fort war. Sie waren bestürzt und riefen: »Wo ist der Schrein? Wo ist er hingekommen?« Während sie noch schrien, entdeckte man den Schrein, der unter dem Fenster im Hof lag. Sie begannen, sich über den Künstler aufzuregen: »Dieser Nichtswürdige, was für ein schlechter Mensch muß das sein, der es nicht wert war, diese heilige Arbeit auszuführen, und daß sein Werk nun, da er es vollbracht hat, vom Himmel verstoßen wurde!« Nach dem Beschluß des Rabbiners mußte der Schrein der Öffentlichkeit entzogen werden. Zwei Araber kamen und brachten den Schrein in die Holzkammer. Mit bedrücktem Herzen und verhülltem Haupt ging ganz Israel auseinander.

Die Morgenröte brach an und erleuchtete den ganzen östlichen Himmel. Die Menschen in Jerusalem erwachten wie aus einem bösen Traum. Der Schrein war verborgen, die Freude getrübt und der Künstler, wer weiß wohin, verschwunden. Im Hause des reichen Wohltäters herrschte Trauer.

Tag und Nacht blickt Dina durch das Fenster. Sie hebt

ihre Augen in die Höhe und senkt den Blick dann wie eine Sünderin. Der reiche Wohltäter Rabbi Achi'eser wird von Sorgen gequält. Die Synagoge, die er bauen ließ, ist noch immer leer, ohne Schrein, ohne Tora und ohne Gebet. Der reiche Wohltäter beeilte sich, anstelle von Ben Uris Schrein einen anderen anfertigen zu lassen. Er ließ ihn in der Synagoge aufstellen, doch dieser schien nur an das Unglück zu erinnern. Jeden, der zum Beten in diese Synagoge geht, überkommt sofort – Gott bewahre uns – bittere Schwermut, die ihn dazu bringt, irgendeine andere heilige Stätte aufzusuchen, um Gott sein Herz auszuschütten.

4

»Die Zeit zum Singen ist da« (Hld 2,12): die Festtage der Hochzeit stehen kurz bevor, und in Rabbi Achi'esers Haus wird geknetet, gebacken und gekocht, man bringt hübsche Tücher und hängt sie an den Hoftoren auf, alles zu Ehren des Tages, an dem seine Tochter unter den Baldachin treten wird, um von dem anerkannt gelehrten Herrn Ezechiel – Gott bewahre und erhalte ihn – glücklich heimgeführt zu werden.

»Seht auf den Bergen die Schritte des Freudenboten« (Nah 2,1): ein Bote wurde eigens mit einem Schreiben losgeschickt, in dem es hieß: »Haltet euch bereit für den dritten Tag!« Und alle bereiteten sich darauf vor, den Freudentag von Braut und Bräutigam zu feiern; man sprach von dem kostbaren Kleinod, das die Gesandtschaft aus dem Meer des Talmudstudiums in Polen geborgen hatte, und daß die bevorstehende Hochzeit ein Fest geben würde, wie man es in Jerusalem seit dem Tag, da seine Söhne ins Exil gingen,

nicht mehr gesehen hat. Die Leute von Jerusalem gingen zur Stadt hinaus, um den Bräutigam zu begrüßen, und brachten ihn unter tiefen Ehrenbezeugungen, mit Paukenschlägen, Freudentänzen und Zimbelklängen zum Haus von Rabbi Achi' eser. Er war von königlicher Erscheinung, und man hörte nur weise Worte von ihm, die sich wie Perlen aneinanderreiheten. Der Tag der Trauung kam. Man führte die Braut zum Rabbi, damit sie den Segen von ihm erhalte. Die Braut weinte und sagte mit tränenerstickter Stimme: »Alle sollen hinausgehen« (Gen 45,1). Als alle Leute draußen waren, erzählte sie dem Rabbi die ganze Geschichte, wie es gekommen war, daß der Schrein hinaus- und hinunterfiel. Der Rabbi erschrak, bestürzt stand er da, nichts entsprach mehr seinen Vorstellungen und Erwartungen. Aber aus Respekt vor der Braut an diesem Tag, da sie Vergebung erwartete, spendete er ihrem Herzen Trost. »Mein Kind«, sagte er, »unsere Weisen, ihr Andenken sei zum Segen, haben gesagt, daß ein Mensch, wenn er eine Frau heiratet, seiner Sünden ledig wird. Es heißt nicht: wenn ein Mann heiratet, sondern: wenn ein Mensch heiratet; daraus folgt, daß sowohl dem Mann, der heiratet, als auch der Frau, die heiratet, gleichermaßen ihre Sünden von Gott vergeben werden. Und wenn du einwendest, wie es denn sein könne, daß den Frauen die Sünden vergeben werden, da ihnen doch so wenig religiöse Pflichten auferlegt sind, dann bedenke vielmehr, daß ihnen von Gott, sein Name sei gepriesen, etwas sehr Wichtiges anvertraut wurde, und was ist es? Das ist die Erziehung gottesfürchtiger Kinder«. Er sprach auch über die Vorzüge ihres Bräutigams, um in ihr zärtliche Gefühle für ihn zu wecken und in ihrem Herzen die Liebe zu ihm zu entfachen. Und in bezug auf den Schrein deutete er an, daß Schweigen angebracht wäre; er würde dafür sorgen, daß der Schrein seinen

Platz in der Synagoge bekäme, und Gott in seiner Güte würde ihr Vergebung gewähren. Nachdem die Braut das Haus des Rabbiners verlassen hatte, ließ dieser dem Rabbi Achi' eser mitteilen, daß der Schrein von Ben Uri in der Synagoge aufgestellt werden solle. Man ging ihn holen, fand ihn aber nicht. Gestohlen oder versteckt oder in den Himmel aufgefahren – wer kann das schon sagen?

Der Tag neigte sich, die Sonne ging unter. Die Vornehmen Jerusalems versammelten sich in Rabbi Achi'esers Palast, um das Hochzeitsfest seiner Tochter zu feiern. Jerusalem glänzte in festlichem Licht, und die Bäume des Gartens »dufteten wie der Libanon« (Hld 4,11). Die Musiker holten ihre Instrumente hervor, und die Diener klatschten in die Hände, um die Stimmung zu heben. Trotzdem herrschte der Eindruck einer – Gott bewahre uns – allgemeinen Bedrücktheit vor, die die Trauzeremonie des Paares verdarb, ja geradezu den Baldachin über ihren Häuptern zerriß. Man setzte sich bei dem reichen Wohltäter zu Tisch und wollte das Hochzeitsmahl genießen. Talmudgelehrte laben sich an Leckerbissen und gewürztem Wein, aus voller Kehle singen sie Lieder und Hymnen. Der *Badchan*¹⁵ ruft zum Tanz auf, und die Frommen beginnen den vorgesehenen Reigen, um Braut und Bräutigam zu erfreuen. Doch dieses schöne Paar ist in Schwermut verfallen, die wie eine Wand zwischen ihnen steht und sie gewaltsam voneinander trennt. Die ganze Nacht lang kamen sie sich nicht näher, nicht einmal, als man sie in das für sie vorgesehene Zimmer geleitet hatte. Er hatte sich in einer Zimmerecke niedergelassen und hing abwesend seinen Gedanken nach, und sie saß in einem anderen Winkel und war mit ihren Gedanken woanders. Er kam ins Grübeln und dachte an das Haus seines Vaters, wo seit dem Todestag seiner Mutter, sie ruhe in Frieden, die Mutter

von Freidele, seiner Nachbarin, Dienst tat, und Dina war in Gedanken bei dem Schrein und seinem Künstler, der aus der Stadt verschwunden war, und keiner wußte wohin.

Zum Morgengebet erhob sich Dinas Gatte, hüllte sich in den Gebetmantel und legte die Gebetriemen an. Seit den sieben Tagen des Festmahls ist er Bräutigam, ohne daß man ihn allein gelassen hätte, um ihn vor Dämonen zu schützen. Aber die Dämonen haben sich in seinem Herzen eingenistet und setzen ihm böse zu. Besonders dann, wenn er andächtig das »Höre Israel, der Herr, unser Gott ist einer«¹⁶ beten will und die Augen mit der Hand bedeckt, um das letzte Wort auszuhalten, ohne daß ihn irgend etwas dabei störe, sieht er sogleich Freidele vor sich. In dem kleinen Raum vor seiner Handfläche steht sie ihm, wie sie leibt und lebt, vor Augen, ihre Gegenwart läßt ihn nicht mehr los, bis er die Gebetriemen auszieht und in die Tasche legt, in die Tasche, die Freidele für ihn genäht und Buchstaben darin eingestickt hat. Er wickelt die Tasche in seinen Gebetmantel ein, um sie vor den Augen der Menschen zu verbergen. Sein Vater beobachtet ihn voll Ärger und Sorge. Was fehlt seinem Sohn denn im Hause des Schwiegervaters? Etwa Reichtum? Hier gab es Reichtum im Überfluß! Eine Frau? Er hat doch eine hübsche und fromme Frau. Und ein Heim – er wohnt hier wie in einem Königspalast. Warum fühlt er sich nicht wohl? Mit sieben Segenssprüchen hatte man Braut und Bräutigam zum Festmahl begleitet und sie nebeneinander gesetzt. Sie sind sich ganz nah, ihre Herzen aber weit voneinander entfernt.